



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Offenherzigkeiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Offenherzigkeiten

Das modische Berlin

Hunderttausende von deutschen Mitmenschen wissen schon lange nicht mehr, wie sie ihr erbärmliches bißchen Leben fristen sollen. Mit dem Ausbruch des Hungertypus im bevorstehenden Winter wird von vielen Ärzten fast mit Sicherheit gerechnet; die Zahl der Kinder, die an Tuberkulose, d. h. Unterernährung, zugrunde gehen, ist sechs- bis zehnmal so groß wie im Jahre 1913. Wenn unser Nachwuchs vor der Zeit stirbt, dann kommt es ja am Ende darauf nicht an, daß auch die Alten frühzeitig in die Erde sinken. Und so haben wir uns mannhaft mit dem über alle Maßen jammervollen Schicksal derer abgefunden, die sich durch ein Leben voll Arbeit, Entbehrung und Sparsamkeit ein kleines Kapital für die Greisenjahre zurücklegten und denen der Staat und die Schieber jetzt das mühselig Erworbene aus der Hand reißen. Angesichts der grauenhaften Verwüstung, an der niemand geschlossenen Auges vorbeigehen kann, ist es ungezählten von unseren Besten und Gewissenhaftesten ein Verdruß ohnegleichen, daß das im Gegensatz zu den Kindern und Arbeitsgreisen nicht auszrottbare Volk der Leichtsinrigen sich weiter jeden Tag zu einem Fest macht. In Dielen, Bars und Kabarets, den durch pratschige Zeitungsannoncen allbekannt gewordenen Schlemmerbetrieben, werden Unsummen vergeudet, mit denen sich Hunderttausende unserer armen Brüder und Schwestern vom Hungertode retten ließen. Gewiß, Restaurants für die vornehme Welt müssen sein, gerade so, wie Schleichhandelhotels sein müssen; denn sie bringen, wie wir täglich lesen, Geld unter die Leute und geben großen Scharen von Angestellten lohnenden Erwerb. Auch Modenschauen müssen sein. Zwar können derzeit nur die Damen der ausgepicktesten Schieber und Vampire daran denken, sich in funkelnde Gewänder zu hüllen; die entsprechende Mehrzahl unserer Frauen ist froh, wenn sie noch ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat und ihre Strümpfe noch einigermaßen brauchbar sind. Trotz allem, so lange die rote Riesenflut aus Osten uns nicht hilflos überspült, so lange entzünden und blenden uns „Abendkleider in gewickelter Form aus Goldstoff mit schleppendem Übermantel aus giftgrünem Tüll mit Armspangen, dazu Kopfsputz aus Goldband und Reihern“ und „Abendmäntel aus Goldbrotat mit Chinchillabesatz, dazu Abendhut aus grauem Tüll mit grauen Kronenreihern“. Sie sind die nettesten Kulturdokumente aus großer Zeit. „Anschauungsunterricht nach modernen pädagogischen Grundsätzen“ nennt übrigens eine Kollegin, die früher die „B. Z. am Mittag“ sachverständig bediente, besagte Modenschau. Nach ihrer Auffassung legte der Abendberedete Zeugnis davon ab, „wieviel wir in Fragen der äußeren Kultur gelernt haben“. Diese erhabene äußere Kultur hat nicht nur die moderne Frauenwelt beleckt, sondern erstreckt sich auch auf unsere Herren, die ja in der Tat jetzt keine finsternen Sorgen haben. „Gerade unsere Herren könnten, soweit es ihnen möglich ist, sich allmählich bemühen, neben der Dame eine bessere Figur zu machen.“ Dieser Aphorismus stammt freilich nicht aus Elsa Herzogs Küche, denn wir haben ihn schon wiederholt an anderer Stelle serviert bekommen, aber auch aufgewärmt kennzeichnet er Stimmungen und Auffassungen lange. In welch sonnigem Paradiese müssen alle diese Herrschaften atmen! Welche Abgründe müssen ihr Fühlen und Leben von dem der übrigen deutschen Menschheit trennen, die vor Angst nicht weiß, woher sie das tägliche Brot nehmen soll! Wenn darauf hingewiesen wird, daß das Ausland an der Berliner Modenschau erkennen werde, wie kräftig und leistungsfähig wir noch sind, so gehört diese Anschauung vom Ausland, freundlich gesagt, zu den deutschesten aller deutschen Illusionen. Die irrsinnige Verschwendung, die angesichts der Gökendämmerung betrieben wird, kann nur die Wirkung haben, daß das Ausland über unser tatsächliches Elend weiter im unklaren bleibt. Genau so wie die Mitglieder der Berliner Vielverbandskommissionen aus der blendenden Lichtfülle, die die großen Hotels und Restaurants der Stadt umstrahlt, den Schluß zogen, daß es uns durchaus nicht an Kohlen fehle, gerade so wird die Berliner Modenschau neuen Anstoß zu neuen Erpressungen geben.

Wahlverdrossenheit

Am 14. November sind im früheren roten Königreich Sachsen 30—40 Proz. der eingeschriebenen Wähler zu Hause geblieben. Sie müssen dafür Scheltreden ohne Maß über sich ergehen lassen. Die Presse der Linken nennt sie faul, gedanken- und gewissenlos; die Gegenseite wirft ihnen vor, daß allein ihre politische Unklarheit und Schlappeheit es verschuldet habe, wenn trotz allen Rückens nach rechts doch noch einmal eine Linkenmehrheit von zwei Mann in die Dresdener Landstube einziehe. Vorschläge zur Beseitigung des getadelten Übels hageln nur so. Im Vordergrund steht die strenge Forderung der Wahlpflicht. Wer nicht stimmt, wird verdimmt. Verscheidene Politiker begnügen sich mit minder grobem Geschütz gegen die offensbare Wahlmüdigkeit. Sie empfehlen Zusammenlegung der Wahltag im Reich, in den Einzelstaaten und Gemeinden, damit der gequälte Wähler nicht Sonntag für Sonntag zum Wahllokal zu rennen brauche. Sie schlagen daneben eine minder aufgeregte und gehässige Wahlagitator vor, die jetzt gerade die Anständigen und Feinjühligen zur Wahlabstinenz zwingt. Was die Wahlpflicht anlangt, so erinnern sich Sachverständige — es brauchen ja nicht gerade Sachverständige in den Fraktionen zu sein, denn diese Herren erinnern sich bekanntlich niemals — an die verflochtenen nieder-österreichischen Wahlsakungen unter Franz Joseph. Dort war jeder Wähler gehalten, bei 5 bis 50 Kronen Buße, seine Stimme abzugeben, und weil die Kronenzettel damals immerhin noch etlichen Wert hatten, so ließ sich wirklich viel gutmütiges Volk zur Urne treiben. An den eigentlichen Wahlergebnissen ist freilich dadurch nichts geändert worden, höchstens daß die konservativen Elemente etlichen Zufluß gewannen. Ungeheuer nahm dagegen die Zahl der weißen Zettel zu; auch fröhliche Verulkungen der Wahlhandlung und der Wahlbewerber lagen massenweis im Zettelkasten. Glaubt irgend jemand, daß in Deutschland solche gehässigen Ablehnungen des Parlamentarismus, die jeden wahrhaft frei gesinnten Mann mit Widerwillen, Trauer und Zorn erfüllen müssen, nicht ins Zehn-, vielleicht Hundert- oder Tausendfache gehen würde? Glaubt irgend jemand, durch die Wahlpflicht jene innerlich Freigewordenen zurückzuerobern, die die Parlamentsspielerei für die letzte Ursache unseres völkischen, sozialen und wirtschaftlichen Jammers halten? Wo der Wähler trotz einer wahn sinnigen Agitation, trotz unaufhörlichen Peitschentnalls und Gebrülls sich von den Parteibonzen nicht mehr einfangen lassen will, da ist Hopfen und Malz verloren. Die Wahlmüdigkeit frisst, daran kein Zweifel, von Monat zu Monat weiter, und ob alle Posaunen von Jericho ertönen, diese Mauer der Gleichgültigkeit werfen sie doch nicht um: haben die Herren Posaunisten doch selber die Mauer gebaut. Es wird der Tag kommen, an dem sich die einstweilen noch nicht müden paar Parteiliebe rechts und links ungefähr das Gleichgewicht halten (in Sachsen ist es ja beinahe so), während die große Volksmehrheit erst gelangweilt, nachher zornmütig beiseite steht. Die dann aufsteigenden Parlamentskrisen sind nicht mehr zu lösen und führen den gesamten Parlamentarismus ad absurdum. Damit ist die Parteidämmerung gekommen.

Hölz ist wieder im Land

Nachdem die sächsische Staatsanwaltschaft 30 000 M auf den Kopf des kommunistischen Politikers Hölz ausgesetzt hatte, ist der jedenfalls nicht feige Herr abermals im Voigtlande erschienen und hat, selbstverständlich nur für die Parteilasse, größere Beträge eingezogen. Er durfte den waghalsig aussehenden Schritt mit einiger Ruhe riskieren. Bei seinem ersten Auftreten zog die sächsische Regierung ein ganzes Armeekorps gegen ihn, der nur 100 bis 200 Kerle hinter sich hatte, zusammen, und wagte es trotzdem geschlagene volle zwei Wochen lang nicht, den Fürchterlichen aufzuheben. Heute, wo Hölz allein auf sich steht, also keine Dummheiten und keine Verrätereien zu fürchten hat, ist er überhaupt unantastbar und ungreifbar. Da die sächsischen Wahlen erfreulicherweise eine, wenn auch verringerte sozialdemokratische Mehrheit ergeben haben, eine Mehrheit, deren Grundlagen die bürgerliche Demokratie ja wohl alleruntertänigt verstärken wird, so braucht Herr Hölz auch für die Zukunft keinerlei Besorgnisse zu hegen. Er wird genau so rücksichtsvoll behandelt werden

wie bisher, und die voigtländischen Fabrikanten werden, genau wie vor einem halben Jahre, bei seinem nächsten Besuche wieder dankbar die Segnungen des Parlamentarismus empfinden, die Kraft parlamentarischer, von der Straße abhängiger Regierungen bewundern.

Mulay Haggan

„Gazette de Voss“

Die „Vossische Zeitung“ ist heute neben der Marokkaner-Zeitung in Mainz höchst wahrscheinlich die nützlichste Zeitung in Deutschland. Chemiker studieren schon das Problem, wie lange es ihr Papier noch aushält, ohne zu erröten. Sie hat sich in die Verrenkung der Wirklichkeit derartig eingelebt und vertritt ihren Widersinn so, daß es auch dem harthörigsten deutschen Michel durch Georg Bernhard (mit Sarah Bernhard nur entfernt verwandt) täglich klarer wird, wie flau es um die Sache Frankreichs stehen muß. Die verzweifeltsten Mittel, mit denen hier für Frankreich gekämpft wird, vermitteln dem Deutschen eine ruhige Sicherheit. Er sagt sich: Wenn es so in Frankreich aussieht, wie in den Spalten der „Gazette de Voss“, dann wollen wir uns lieber nach Osten orientieren! Insbesondere hat die Art der Berichterstattung der sämtlichen Angestellten des George Bernhard aus allen Weltteilen bei den Lesern steigende Verblüffung und in diesen trüben Zeiten ein gewisses Vergnügen hervorgerufen, da infolge der täglichen deutschfeindlichen Akte Frankreichs diese Pressekommiss täglich gezwungen sind, mehrmals Kobolz zu schießen. Sie haben sich überkugelt. Man hat bisher den deutschen Journalisten eine solche Gelenkigkeit gar nicht zugetraut, aber das macht eben die französische Schule.

Ein Staat ohne Hauptstadt.

Es handelt sich hier nicht, wie der Leser zunächst annehmen wird, um Deutschland, sondern um Litauen, das soeben seine Hauptstadt an die Polen verloren hat. Litauen steht heute vor der sicheren Aussicht, überhaupt von Polen aufgefressen zu werden. Es würde deshalb für die Litauer zweckmäßig sein, sich schon heute zu überlegen, ob sie dereinst einmal wieder russisch werden wollen, oder ob sie vielleicht jetzt doch erkennen, daß Deutschland ihr bester Freund ist. Zunächst werden sie es natürlich mit England versuchen, und wir wollen in aller Ruhe den Erfolg dieser Hilferufe an England abwarten.

Zibo



Bücherschau

Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers. Verlag von Georg Bath, Berlin.

Schade eigentlich, daß sich der Verfasser als biologischer Laie und Berufsoffizier auf dem Titelblatt vorstellt. Diese übergroße Bescheidenheit kann über den sehr bedeutenden Wert des Buches nicht hinwegtäuschen. Der Verfasser hat nicht nur tief aus dem Born der Wissenschaft getrunken, sondern er hat vor allen Dingen den Instinkt des praktischen Historikers, so daß niemand, der unsere Zeit

verstehen will, unbereichert dies selbständige und gedankenvolle Buch aus der Hand legen wird. Biologisches, Soziologisches, Weltpolitisches und scharf beobachtetes Leben: hier schreibt ein wirklicher Politiker.

Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen. Sein Leben und die Verwertung seines geistigen Erbes im Weltkriege. Von Freiherrn von Freytag-Loringhoven. Historia-Verlag Paul Schraepfer in Leipzig. 1920. In Halbleinen gebunden Mark 20.—

Der berufene Biograph Schlieffens zeichnet